Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 59 (1955-1956)
Heft: 12

Artikel: Der Mann mit dem Burnus
Autor: Christen, Hanns U.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-668825

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Eine Antwort ist dem Fridli nie zugekommen. Wenn man ihn danach fragte, so murrte er, der Pfarrer werde den Brief für sich allein behalten haben, er sammle ja alles cheibs, und zudem verstände er ja eigentlich die Schrift nicht. Die Hauptsache sei, dass er dem Kaiser die Schnecken geschickt habe, respektive der Kaiserin! Dabei hüstelte und räusperte er sich anzüglich und legte das schlaue Bauerngesicht in tausend Fältchen.

In einem Geschichtsbuch ist zu lesen: «Auf den Neujahrstag 1868 schickte ein Glarnerbürger dem Kaiser Napoelon III. ein Fässchen mit 1400 Schnecken.»

In den Memorien der schönen Kaiserin Eugenie aber lesen wir, sofern wir im Buchhandel noch ein Exemplar auftreiben könnten: «Paris, le 3 janvier 1868. Gestern abend hielten wir ein herrliches Schneckenessen, denn ein Schweizerbürger hatte seiner Majestät über tausend Deckelschnecken zum Geschenk gemacht. Der Kaiser war ganz wütend darüber, denn er hasst Schnecken wie die Pest und wird grün und gelb vor Aerger. Ich hingegen weiss sie mit einem Gläschen Pommard sehr zu schätzen und kann mir nichts Besseres denken. Dem biedern unbekannten Ehrenmann sei gedankt!»

Hanns U. Christen

DER MANN MIT DEM BURNUS

Nirgendwo sonst kann man so interessannte Geschäfte machen wie in den Ländern des Orients. Nirgendwo sonst — leider — findet der einheimische Geschäftsmann aber auch so sicher heraus, wer nicht Eingeborener des Landes und daher mit allen Ränken der orientalischen Verkaufskunst zu bearbeiten ist . . .

Harmlos sitze ich bei einem Kaffee vor dem Restaurant an der Place Aristide Briand in Algier. Am Nebentisch thront eine ehrwürdige Gestalt, in einen braunen Burnus gehüllt. Ich rauche eine algerische Zigarette, lese die «Afrique Nouvelle» und kontempliere. Dabei komme ich mir schrecklich algerisch vor.

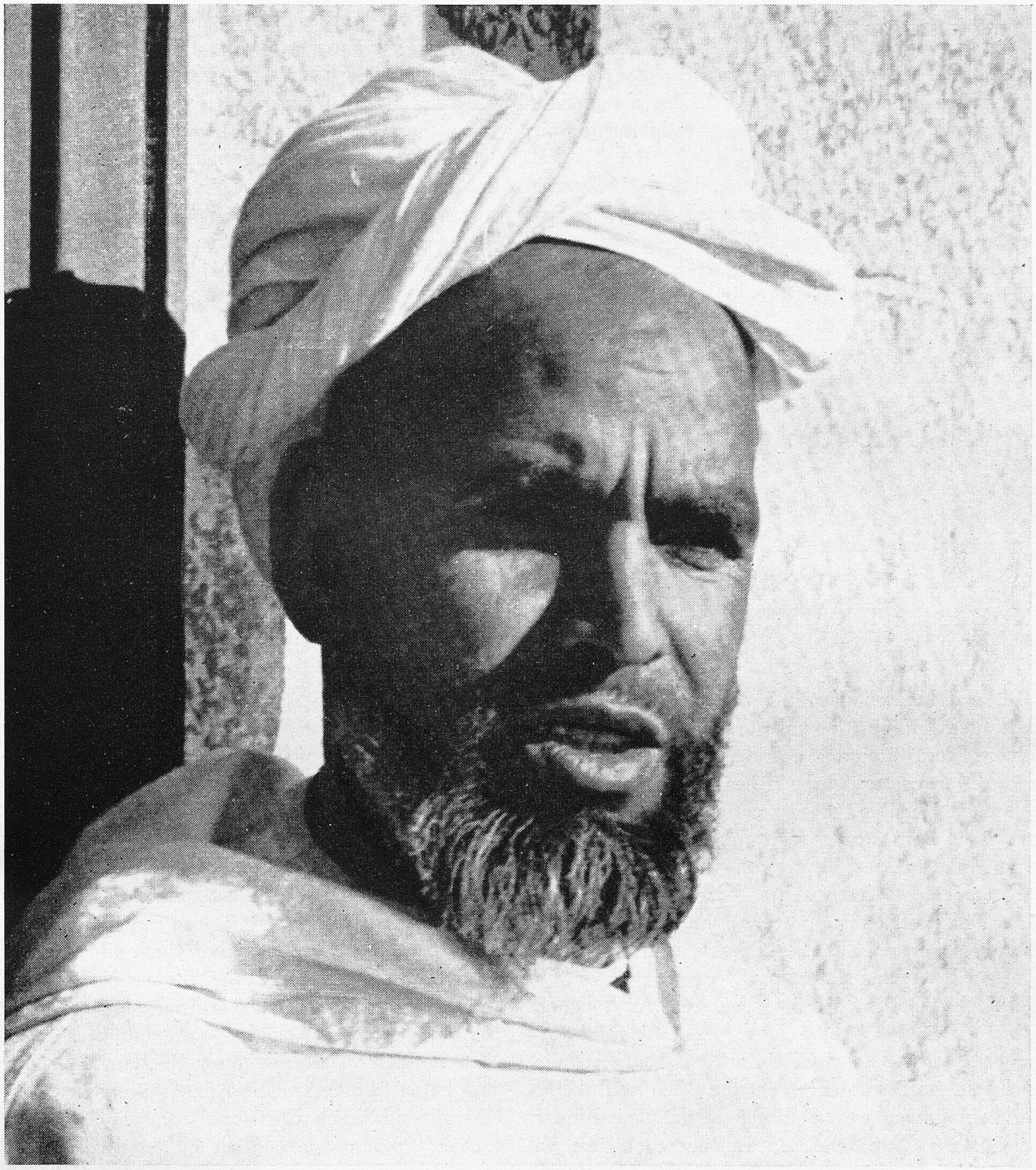
Nach einigen Minuten erhebt sich die Gestalt am Nebentisch, kommt zu mir und zeigt mir geheimnisvoll ein Schmuckstück, silberglänzend, Filigran, das wie der Angsttraum einer irren Klöpplerin aussieht, aber aus Metall und mit Türkisen besetzt ist. Der Mann im Burnus, ungefragt wie ich ihn habe, erklärt: «Es ist das Andenken an eine Geliebte. Mehr als zweihundert Jahre alt!» Ich verwerfe aufkeimende wüste Gedanken an das mögliche Aussehen der zweihundert Jahre alten Geliebten, nehme an, es sei der Schmuck, der so alt ist, und lese weiter. Der Burnus fährt fort: «Ich werde es nie verkaufen, niemals! Weil Ihr aber ein Fremder seid und ein Freund meines Landes, möchte ich Euch das Kleinod zeigen. Es kostet nur 2600 Francs!» Ich blättere interessiert in der Zeitung und sage leichthin, es sei mir wurscht, das Kleinod.

«Für Euch aber kostet es viel, viel weniger!» sagt der Mann. «Für 2550 Francs gehört es Euch!» Ich werfe einen flüchtigen Blick auf die Preziose, überschlage ihre Wasserverdrängung, spezifisches Gewicht und Welthandelspreis von Feinsilber und Türkisen und sage: «Fünfhundert!» Mehr des Spieles als des Objektes wegen.

Der Burnus macht eine Bewegung, als habe Allah ihm einen Blitz zugeschleudert. «Fünfhundert Francs!» sagt er; «fünfhundert Francs für das einzige Andenken an meine verstorbene Geliebte? Fünfhundert Francs? Ja, wenn Ihr 2500 gesagt hättet!» Ich bleibe beharrlich bei fünfhundert. Der Mann im Burnus, unter Berufung auf alle gehabten Freuden der Liebe, auf Patriotismus, den Bart des Propheten und die gegenwärtigen Notierungen der Pariser Börse, ermässigt sein Angebot schliesslich auf 1450 Francs.

So geht es eine Viertelstunde. Dann wird es mir zu dumm. Grossmütig greife ich in die Tasche, ziehe zwei Hundert-Francs-Scheine hervor und sage: «Ich will Euch des Schmuckes nicht berauben, ehrwürdiger Freund. Aber als Bewunderer Eures Landes schenke ich Euch diese unwürdigen, schmutzigen Scheine. Sie seien ein Andenken! Möge Allah ihren Wert vermehren und mit Euch sein!»

Der Mann im Burnus, tief innerlich bewegt, nimmt die Scheine und hebt also zu sprechen an: «Kein Gläubiger nimmt ein Geschenk, ohne seinerseits eines zu geben! Hier, Fremder, nehmt diesen Schmuck — er sei Euer und möge Euch stets an mich erinnern!» Damit drückt er mir den Angsttraum der Klöpplerin, aus Metall und mit Tür-



Mann im Burnus *Photo H. P. Roth*

kisen besetzt, in die Hand und entschreitet majestätisch.

Als ich meinen Kaffee getrunken habe, wandle ich durch die Rue Bab el Oued. Vor einem Souvenirladen bleibe ich stehen und betrachte mir die Auslage.

Inmitten des Touristenkitsches liegt eine ganze Reihe genau der selben Schmuckstücke, wie ich eben eines für zweihundert Franken geschenkt bekommen habe. Genau so fürchterlich aus silberglänzendem Metall geklöppelt und mit Türkisen besetzt. Preis pro Stück: 150 Francs. Im Dutzend billiger . . .

Philemon

DER «TRÜBE MOLCH»

Diese kleine moderne Kindertragödie endete damit, dass einige Mölche, die unser Christoph in einem Konfitürenglas auf der Veranda betreute, eines Morgens tot waren. Aber angefangen hat sie schon viel früher, diese richtige Grosstadtkindertragödie. Denn bevor Christoph sich auf die Zucht von Mölchen spezialisierte, die er aus dem trüben Wasser eines Wiesenbaches — des einzigen Rinnsals, das noch frei durch unser immer mehr überbautes Quartier fliesst — fischte und zur liebevollen Betreuung heimtrug, versuchte er es mit Meerschweinchen. Aber gegen die Anwesenheit dieser neuen Mitbewohner schritt der Hausmeister sofort energisch ein. «Mein Haus ist kein Schweinestall», belehrte er uns, «ich will keine Reklamationen wegen dieser stinkenden Biester riskieren». Was fruchtete es, dass ich ihn an unsere eigene Jugend erinnerte, in der auch einmal in einem ganz bestimmten Entwicklungsabschnitt Meerschweinchen eine grosse Rolle gespielt hatten. «An solche kindliche Spiele erinnere ich mich nicht mehr», erklärte er kategorisch und fügte bei: «Uebrigens leben wir heute in einer anderen Zeit.» Das ist es ja eben, diese moderne, fortschrittlich gesinnte Zeit ist gerade den Kindern in den grossen Städten und ihrer Sehnsucht nach Romantik nicht günstig gesinnt. Im Namen eines neuen Zeitgeistes werden wohl sehr weise und gelehrte Bücher über Kinderpädagogik und Methodik verfasst, aber manchmal dünkt es mich, den Verfassern oder Verfasserinnen fehle es an der praktischen Erfahrung im Umgang mit Kindern. Auch Tiergeschichten und Bilderbücher, in denen Tiere in Menschengestalt einhergehen und die Phantasie der Jugend anregen, gibt es viele, nicht zu reden von den Walt-Disney-Filmen, die ein von Tieren regiertes Zauberland vorgaukeln, das weit entfernt ist von der Wirklichkeit.

Kann man es da den Stadtbuben verübeln, wenn sie in ihrer, durch komfortable Bauten immer enger werdenden Umwelt, nach einem konkreten Objekt ihrer ungetrübten Liebe zur Kreatur suchen? Gelangen sie dann an das Ziel ihrer Wünsche, sind sie endlich imstande, kleine samtweiche Tierchen zu hegen und zu pflegen — schreitet so ein allgewaltiger Hausmeister ein und belehrt sie im Tone der Erwachsenen: «Solche Biester stinken.» Es ist manchmal auch für die Eltern zum Verzweifeln.

Als es mit den Meerschweinchen aus war, versuchten wir es mit einer Katze. Stiller und gesitteter hat sich noch selten ein Kätzlein aufgeführt, als unser «Mietzi». Streng hielt sie sich an die Hausordnung, verzichtete wohlweislich auf nächtliche Eskapaden und ebenso auf jede Störung der Nachtruhe. Aber eben, und das war nicht ihre Schuld, sie hatte es auf die Vögel im Garten abgesehen. Da half auch die strengste Erziehungsmassnahme nichts, dieses Spiel liess sich Mietzi nicht nehmen. Ob sie einmal ein Opfer erwischt hat, wissen wir nicht. Wir wissen nur, dass etliche Mitmenschen in der Nachbarschaft über Mietzi sehr erbost waren und ihr Steine nachwarfen, so oft sie sich im Garten auf die Lauer legte. Bis eines schönen Abends — die Bäume standen eben in voller Blüte — unser Kätzlein nicht zur gewohnten Stunde um die Küchentüre strich. Unheil ahnend brach Christoph auf, um Mietzi zu suchen. Er fand sie endlich in einer Hecke, wo sie sich in Krämpfen wand. Wahrscheinlich war sie von böser Hand vergiftet worden. Am nächsten Morgen begruben wir sie unter dem Ahornbaum, und ein kleines Holzkreuz mit dem Namen «Mietzi» erinnert fortan an ihr kurzes Erdenwallen. In den Bäumen ringsum zwitschern und singen die Vögel und dürfen sich nun endlich eines ungestörten Daseins erfreuen, was ihnen ja wirklich zu gönnen ist. Das Ende unseres Kätzchens hat die instinktive Zuneigung Christophs zu allen Lebewesen erschüttert, und lange gab er sich